



Allerl. Blatt.

Nr. 45.

Samstag

den 6. November

1830.

Die modernen Gesellschaften,

oder:

Nichts — und Etwas.

(Eine humoristische Betrachtung.)

Nichts, meine lieben Leser und Leserinnen, ist bei weitem keine solche Kleinigkeit, als man glaubt; nicht etwa, weil die ganze Welt aus dem Nichts entstanden, denn aus diesem Nichts schuf der Schöpfer ganze Welten und Sonnensysteme, sondern weil auf dieser sublimarischen Welt das Nichts eine so glänzende Rolle spielt.

Betrachten wir nur das liebe Nichts in unseren modernen Gesellschaften, wo es gewöhnlich der Grundton oder die Tonica derselben ist. Die Tonart einer jeden Gesellschaft bedeutet ursprünglich den Klang oder den Gehalt derselben in Beziehung des Verhältnisses der Höhe und Tiefe; wir aber sind darauf reducirt, die Grundbedeutung dieser Tonart in Rücksicht des Verhältnisses von Länge und Breite zu suchen. Die Systeme haben von jeher die Kunst zu Grunde gerichtet. So wie man nun eine Bank ein System von Sizen, eine Gasse ein System von Häusern, und die Frisur unserer Damen ein System von Lockungen nennen könnte, so kann man jede Gesellschaft ein System, ein Tonsystem, nämlich von einzelnen Tönen oder von einzelnen Menschen nennen. Die bestimmte Abmessung dieser Töne aber nennen wir Bonbon — allein es gibt zwei Bon, die oft sich gegenseitig fliehen, das ist der bon sens und der bon ton. Nur wo diese zwei Bon zusammen sind, da findet man die Bonbon der geselligen Conditorei.

Zur geselligen Harmonie muß man eine ganze Octave in sich fassen, nämlich:

C D E F G A H.

Das C. Cultur, das D. Denken, das E. Einfälle, das F. Freiheit, das G. Geschmack, das A. Anstand, und das H. Heiterkeit. Alle diese Dinge, und wohl noch mehrere gehören dazu, um im geselligen Gespräche, in diesem eüftigen Zweikampfe der Ideen, in der Gesellschaft, in welcher man nicht nur durch den Strom der eigenen Rede, sondern auch durch den des Gegners gedrängt und gehoben wird, glänzen und unterhalten zu können.

Das Lesen eines Buches, des besten Buches, ist eine schleppende Geistesbewegung gegen den lebendigen Buchstaben des Gespräches. Das Gespräch läutert die Begriffe, schärft die Urtheilskraft, erzeugt eine Fülle von Gedanken, befördert den improvisatorischen Scharfsinn, regt den Witz und den Humor an, und legt die weichen Folien des anständigen Scherzes, der heitern und fröhlichen Laune um die scharfen Ecken und schneibenden Kanten des Lebens und des Ernstes. Eben deshalb ist das weibliche Geschlecht im Allgemeinen weit scharfsinniger als das männliche, weil es viel spricht, weil es ohne Sprechen nicht leben kann, weil es spricht um zu leben, und lebt, um zu sprechen. — Legen wir heut zu Tage unsere geheimsten Gehörtrichter an die Thüren unserer Gesellschaftssäle und Sälehen, Zimmer und Zimmerchen, Zirkel und Zirkelchen, so ist es immer ein herausgeputztes Nichts, um welches wir, wie die Wilden um einen erschlagenen Feind, herumtanzen und herumjubeln. Da sieht man auf der langen Bank eines Winterabends um die Niesinn „La n:

geweileu todtzuschlagen; zuerst wird diese Niesinn mit Kaffee oder Thee gebeizt und mürbe gemacht, sodann marschiren die Damen mit Stricknadeln und die Männer mit Spielkarten und Tabackspfeifen auf sie los; aber es geht dieser Niesinn, wie dem Gespenste in der Fabel, was man ihr unten abschneidet, setzt sie oben wieder an.

Das einzige Schwimmkissen, welches uns auf der Fluth der Conversation oben aufhält, ist das Theater; also wieder ein Nichts. Wirft aber einmal ein außerordentlicher Sturm der Zeit irgend einen Neuigkeits-Wallfisch aus dem Scroin der Ereignisse an unseren öden Strand; da läuft jung und alt zusammen, mit Köpfen und Schüsseln, mit Kannen und Schalen, und jeder zapft am Neuigkeits-Wallfisch schnell ein Wischen Thran ab, und läuft damit nach Hause. Sodann Morgen und Uebermorgen und Ueberübermorgen und einen Monat lang hindurch laden wir uns und unsere Gevatterinnen, Nachbarinnen, Vasen und Bettern gegenseitig ein, und setzen uns gegenseitig denselben Thran vor, und finden ihn immer sehr schmackhaft, und alle Vasen sagen: „der Thran, er ist delikar.“

Das Nichts unserer Gesellschaften ist aber nicht etwa bloß deshalb so leer, weil es ein Nichts ist, sondern weil wir es noch so einsig, und mit aller teutschen Besonnenheit ausübern und präpariren. Wir räubern ein und dasselbe Nichts Kopf ab und Fuß auf, zerfasern es, zupfen es zu Charpie und zermatmen es dann noch erst mit den Zähnen. Die gesellschaftliche Rede soll eine leichte, faßliche und angenehme Prosa seyn; aber wir Deutschen können keine Prosa schreiben, und unsere Dichter können oft nicht eine kleine Zeitungs-Announce fehlerfrei aufsetzen. In England hat der Sprecher die Sprache, in Deutschland die Sprache den Sprecher in der Gewalt; deshalb spricht in England in den Gesellschaften stets nur Einer, wir aber sprechen in Gesellschaften Vier und Sechse auf einmal, gleichsam als wollten wir eine Rede zusammenschließen, da wir einzeln zu arm dazu sind.

In Frankreich sieht man darauf hübsch zu reden und schnell zu denken; wir sehen darauf, recht schwer zu denken, und recht langsam zu sprechen. Darum rollt die französische Conversation, wie ein rasch bespanntes Cabriolet munter vorwärts, unser Gespräch aber bewegt sich wie ein teutscher Frachtwagen langsam vorwärts, und hält alle Augenblicke hübsch stille, um sich von seiner Pein zu erholen. Wenn der Franzose in Gesellschaft geht, so legt er im Vorzimmer nicht nur seinen Mantel und seinen Hut ab, sondern er hängt auch da seinen Financier, seinen Conseiller, seinen Savant, seinen homme de lettres, seinen Deputé u. s. w. an den Nagel, und tritt als

bloßer Gesellschafter in die Gesellschaft. Bei uns aber gibt es keine Gesellschaft; ein Jeder bringt sein Amt und seinen Titel mit, und hängt sich dieselben als Serviette vor dem Mund, daß ihm ja nur nichts Menschliches entfalle. Es gibt bei uns bloß gesellschaftliche Menschen-Repositoryen, in verschiedenen Fächern abgetheilt, als z. B. ein Minister, ein Rath, ein General, ein Professor, ein Banquier, eine Ministerinn, eine Rätthin, eine Generalinn, eine Professorinn, eine Banquierinn, es sind zusammengefügte Sorten, aber es ist keine Gesellschaft. Der Reiche bringt seine Kisten mit, und rangirt sich nach ihrem Inhalte, als Ganzer-, Halber-, Drittel- und Viertelmillionär; wir haben demnach nicht nur einen Kastengeist in der Gesellschaft, sondern auch einen Kistengeist. Das Gespräch spielt also nicht, wie ein schönes Farbenspiel, leicht und frei, in und durch einander, sondern einzelne Gesprächstheile schwimmen, wie Essig und Oehl neben einander, ohne sich je zu verbinden.

Dieses schroffe und vereinzelte Dastehen in Gesellschaften eben läßt uns so unbeholfen und steif; darum ist unser Conversationston schwerfällig und pedantisch, gekünstelt ohne Zierlichkeit, und derb ohne Feinheit. Es ist daher nicht einmal ein allgemeines Nichts, sondern ein zerstücktes Nichts, welches der Gegenstand unserer Gespräche ist. —

Unläugbar muß es aber doch ein Etwas seyn, welches uns in unsere Gesellschaften zieht, ein Etwas, welches uns an unsere Gesellschaften fesselt, es ist: Das weibliche Geschlecht. Der Gesellschaftston hat auch zweierlei Tonarten, die Dur- und die Moll-Tonart. Die Männer bilden die Dur-Tonart, die Frauen die Moll-Tonart. Die Dur-Tonart trägt den Character einer großen Lebhaftigkeit, eines raschen, bestimmten, aber scharf markirten Gepräges; die Moll-Tonart trägt den Ausdruck der Weichheit, des Zarten, des Elegischen und der feinen Empfindung an sich. — Die Freude wie der Schmerz, sie stören beide gleich die geistige Natur des Menschen aus ihrem ruhigen Gleichgewichte auf; die geistige Natur muß also streben, wieder Herr beider Empfindungen zu werden; das zu ist ein Ausöhnen, ein Ausflingen, ein Ausschreien oder Ausloben derjenigen Empfindung nöthig, die dem Herzen zu übergewaltig wird. Die Empfindungen in Musik oder Gesang übergetragen, geben der geistigen Natur ihre gleichschwebende Temperatur wieder. Jede Stimmung aber kündigt sich durch eigene, ihr angehörige Töne an. Wie es in der Musik ist, so ist es in der Rede, nur mit dem Unterschiede, daß die Musik auf das Nervensystem, und die Rede auf den Geist wirkt, daß die mathematische Meßbarkeit der Mu-

sie sie einschränkt, die lebendige Rede aber die Freiheit ihrer Bewegung in Zeit und Raum unbeschränkt besitzt, daß die Musik auf physischem Wege, und quantitativ operirt, während daß die Rede, das Gespräch auf physischem Wege qualitativ zu Werke geht.

Wie die Musik, so hat die Rede, der gesellschaftliche Ton, eine Dur- und eine Moll-Tonart; jene geht von dem männlichen Theile der Gesellschaft; diese von dem weiblichen aus. Die Männer kommen in die Gesellschaft nach den Mühen des Tages, erschöpft, geistig oder physisch, sie bringen nicht einmal den Willen mit zu unterhalten, sondern sie wollen unterhalten seyn, sie wollen sich erholen, sie betrachten den Abend oder die Geselligkeit wie ein Sopha, auf das sie sich hinlehnen in nichts thuernder Bequemlichkeit. Das weibliche Geschlecht hingegen bringt alle seine Kräfte mit in die Gesellschaft, der ganze Tag ist ihm nur eine Vorschule des Abends, das gesellige Leben ist den Frauenzimmern Geschäft und Instinkt zugleich. Wir Männer bedürfen eines Impulses, eines Anstosses, um zu sprechen überhaupt, wir bedürfen einer Begeisterung, eines Rausches, oder einer fixen Idee, um eindringend und hinreißend zu sprechen.

Die Frauen hingegen sprechen aus freier Luft, sie improvisiren, sie sagen nichts langsam, nichts ängstlich, es ist stets eine angenehme, eine gefällige Form. Selbst die geistreichsten Männer unter uns, wenn sie eine kleine Rede vom Stappeltaufen lassen, suchen erst alle Sinne und Sprachwerkzeuge zusammen, man sieht ihr Gesicht schon minutenlang früher wetterleuchten und blitzen, ehe der Donner der Rede folgt, welcher noch oft ein Wasser Schlag ist; die Frauen hingegen, selbst die nur halbgebildeten, bereiten sich auf das, was sie sagen wollen, gar nicht vor, ihre Unterredung fließt wie ein Bach aus heiterer Quelle hervor, und ist der Bach auch nicht tief, so ist er doch hell, und in ihm spiegeln sich die gemüthliche Bläue des Himmels und der am Ufer blühenden Blümlein ab. Wir Männer haben den Reichthum an Ideen, allein wir besitzen denselben in großen Münzen, die wir im geselligen Leben nicht in Cours bringen können. Die Frauen aber wissen das Nadelgeld, welches sie von Wissen und Bildung haben, roulliren zu lassen, und in kleinen, klingenden und lieblichen Scheidemünzen in Umlauf zu setzen. Wir Männer vergessen uns im Gespräche sehr oft, die Frauen nie, es ist immer die feine Linie des Zarten, Schicklichen und Graziösen, auf welcher sie sich bewegen. Selbst in Hinsicht der Complimente zeichnet sich der richtige Takt der Frauen, vor dem der Männer auffallend aus, der geistreichste Mann läßt sich durch ein fades Compliment, durch eine plumpe Schmeichelei gewinnen. Die Frauen aber verlangen

ein geistreiches Compliment, eine sinnige, ungewöhnliche Schmeichelei.

Nicht nur unsere Schöngeister alle erschließen ihre Liebenswürdigkeit und ihr Schackästlein von Grazie, Wig und Galanterie in den Sonnenstrahlen der weiblichen Gesellschaft, sondern auch der ernstere Beschauer des Lebens findet im geselligen Umgange der Frauen die Postermühle seiner Sitten und das Maximenbuch des Schicklichen. Leider, gottlob, sind die Frauen auch selbst von dem geringen gesellschaftlichen Talente der Männer überzeugt, und rücken mit Waffen gegen die Langweile in jede Gesellschaft ein. Ein halber Strumpf, ein Knäuel Zwirn und fünf Nadeln machen die Besatzung aus, mit welcher sie sich defensiv gegen die zu erwartende Langweile decken. Ich bin weit entfernt, mit Jean Paul das weibliche Geschlecht, wegen seines »vernähten und verstrickten Lebens« wie er es nennt, zu tadeln; ich ehre das Strickzeug und den Nähtrich, als die Reichs-Insignien der häuslichen Tugend, ich liebe es, wenn das weibliche Geschlecht verstrickend strickt, Schlingen schlingt, Häckchen häckelt, Neze nezt, und Stückchen stickt, aber wenn ich ein Frauenzimmer sehe, wenn es in Gesellschaft die Prosa aller Prosa, das Strickzeug aus dem Strickbeutel herauszieht, da bricht mir der helle Angstschweiß aus, da sehe ich ordentlich den ganzen Abend, wie einen zähen wollenen Strumpf vor mir liegen, wie die guten Frauen an diesem sich immer länger dehnenden Abend peinlich herunterstricken, wie sie den Abend abnehmen, hie und da eine Masche fallen lassen, und endlich am Ende den Abend fest zusammenstricken, damit er nur ja nicht wieder aufgehe.

Unlängbar ist es, daß durch das Stricken die Frauen so mancher Verlegenheit entgehen, sie können so manches übersehen und überhören, was sie gern übersehen und überhört haben möchten, die fünf Nadeln sind eben so viele Ableiter von Erröthungen und Entfärbungen, die bequeme Gelegenheit aus einer Verlegenheit zu kommen; man kann das Gespräch mit der Masche zugleich fallen lassen, und mit der neuen Masche ein neues Gespräch aufnehmen. Wenn wir jedoch wüßten, wie viele Seufzer, Wünsche, Verlegenheiten, heiße Gebete und bitter-salzene Thränen in manchen Strumpf mit eingestrickt werden, wir würden mit ehrfurchtsvollen Augen einen solchen Strumpf, den einzigen heimlichen Vertrauten stiller Lust und stillen Wehs betrachten. Wir Männer wissen aber mit unsern Händen gar nicht, wo aus, wir spielen mit den Uhrketten, wir schreiben mit den Fingern auf den Tisch oder auf die Knie, oder wir streichen uns das Schöpfchen, oder wir zupfen an den Halskragen, oder wir wickeln uns den Schnurkart um den Finger, oder

we spielen mit der Dose, anstatt daß wir den Gegenstand der Conversation drehen und wenden sollten.

Um es uns aber ja nicht zu verhehlen, daß wir Langeweile haben, nehmen wir noch zwei oder drei Zeugen dazu, und spielen Karten. Denn eine Parthie Whist oder Hombre oder Piquet ist doch gar nichts anders, als ein stillschweigendes Geständniß, welches sich vier Personen gegenseitig machen, daß sie nicht wissen, was sie mit einander anfangen sollen.

Wir könnten unsere 52 Wochen, ohne die 52 Karten gar nicht mehr herumbringen. Den Damen verzeihe ich es noch, denn sie finden in der ihnen eigenen Scharfsinnigkeit, in den dreizehn Kartenblättern ein ganzes Sitten- und Lebensbüchlein; bei der Eins denken sie: einen Gegenstand muß man lieben und keinen mehr; bei der Zwei, daß es doch besser ist ein Paar zu seyn; bei der Drei an die Gewalt der Grazien; bei der Vier an die weiße Einrichtung der vier Temperamente; bei der Fünf an die Macht der fünf Sinne; bei der Sechs an die häuslichen Geschäfte der sechs Wochentage; bei der Sieben und Acht, daß die Männer sich in Acht nehmten, keine böse Sieben zu heirathen; bei der Neun an die neun Musen, ohne welchen es doch keine Grazien gibt; bei der Zehn an die sonderbare Einrichtung, daß eine Nulle durch eine hinzugefügte Einheit erst zu hohem Werthe kommt, diese Einzeinheit aber wieder durch diese Nulle zehnmal mehr Werth wird; bei den Zuben denken sie sich, was sie sich bei allen Secken und Laffen denken: sie sind gerade gut genug, um mit ihnen zu spielen; mit den Damen gehen sie wie mit den Damen im Leben um, machen ihnen anscheinlich die Honneurs, können sie ihnen aber bei guter Gelegenheit einen Stich versehen oder sie tüchtig abtrumpfen, so unterlassen sie es auch nicht; bei dem König endlich zeigen sie sich als gute Royalstinnen. Wenn die Frauen zum Spieltischeiten, so ist das reine Satyre auf die Männer, wenn aber die Männer spielen, so machen sie keine Satyre auf die Frauen, sondern eine auf sich selbst. Die Frauen legen auch mit der Karten das Spiel selbst aus der Hand, die Männer hingegen, die legen bloß die Karten aus der Hand, aber nicht aus dem Sinne; sie spielen im Gedanken noch nach, und oft kommt der Mann nach Hause, und glaubt in seiner Frau Coeur- oder Carro-Dame zu sehen. Doch nein, hier thue ich ihnen unrecht; wenn das wäre, so würden sie ihre Frauen zärtlicher und aufmerkamer behandeln, als es gewöhnlich der Fall ist. Denn in der Regel ziehen die Männer nur wenn sie in Gesellschaft gehen, den schwar-

zen Galla- und Bratenrock und den rosenfarbenen Humor an, wenn sie aber zu der armen lieben Frau nach Hause kommen, da nehmen sie schnell wieder das aschgraue Sorgengesicht und die nufbraune häusliche Brunn- Schlafmütze hervor.

Sie gehen also mit Coeur- und Carro-Damen gefälliger um, als mit ihren Frauen. Ueberhaupt sind sie in der Gesellschaft schon glücklich, wenn sie durch das Spiel der Qual des Lebens überhoben werden. Aber nicht nur das nicht Reden ist ein Uebel unserer Gesellschaften, sondern auch und mehr noch das nicht gut Hören, das nicht gut Zuhören, nämlich. Denn die Kunst des Zuhörens ist eines der ersten Bedürfnisse einer guten Gesellschaft. Wie oft haben wir zwei Stunden lange gar nichts gesprochen, sondern bloß einem Andern zugehört, und der Andere sagte so bann; das ist ein recht scharmanter, artiger, bescheidener Mann.

(Der Beschuß folgt.)

A n e c d o t e n .

Bei einem Gewölbe war auf dem Laden Folgendes zu lesen: »Wenn Niemand im Gewölbe ist, so bittet man höflichst nur hier anzuläuten.« Ein Vorübergehender las diese Aufschrift, schaute dann durch die Glashüre des Gewölbes, und da er dieses leer sah, läutete er aus allen Kräften. Alsogleich kam der Kaufmann aus dem ersten Stockwerke herab, und fragte, was der Läuter befehle? — »Gar nichts,« antwortete dieser, »aber weil hier höflichst gebeten wird man solle anläuten, wenn Niemand im Gewölbe ist, so hab' ich Ihnen den Gefallen thun wollen« — und ging weiter.

Ein Schuhmacher und Verehrer der Musil fragte einen seiner Kunden, der gerade über die Schloßbrücke in Berlin ging, mit einem tiefen Bücklinge: »Können Sie mich nicht sagen, ob die Wachtparade schon aufgezogen worden ist?« — »Sie wird eben aufgezogen,« antwortete ruhig der Besagte.

Auflösung der Charade im Myr.

Blatte Nr. 44.

(Haukreuz.)